

Nr. 175. Bromberg, den 1. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(7. Fortsetzung.)

„Wo war Frau De Gex damals", forschte ich.

„Sie war damals schon in London. Sie war mit dem Kinde anfangs Oktober hingefahren, kehrte aber Ende des Monats wieder zurück."

Nun begann ich den Diener über die familiären Verhältnisse seines Herrn auszufragen und erzählte, daß ich in London gerüchtweise von ehelichen Zwistigkeiten gehört hätte.

„Das ist eine Lüge", antwortete er rasch. „Es gibt kein Ehepaar in ganz London, das mehr aneinander hängen würde."

Dies überraschte mich sehr nach den Worten des Millionärs, die ich aus seinem eigenen Munde gehört hatte.

Wieder kam ich auf jene geheimnisvolle Gabriele zu sprechen, die ich so genau beschrieb, als es mir möglich war. Meine Beschreibung schien genau auf Rosa Thurston zu passen, nur die Haarfarbe stimmte nicht.

„Sie haben keine Ahnung, wo sie sich aufhält?"

„Nein, wahrscheinlich in Amerika. Sie scheint jedes Jahr herüberzukommen."

„Können Sie ihre Adresse ausfindig machen" fragte ich. „Sie würden mir dadurch einen großen Dienst erweisen." Ich gab ihm mit diesen Worten meine Visitenkarte und ersuchte ihn, seinem Herrn nichts von unserer Unterredung zu sagen.

„Ich will mich um die Adresse kümmern", versprach er, „doch ich fürchte, ich werde keinen Erfolg haben. Herr Henderson jedoch, der Sekretär meines Herrn, wird sie bestimmt kennen."

Der springende Pukt war nun, ob der Gast des Millionärs und Gabriele Engledue ein und dieselbe Person waren. War dies aber der Fall, dann war ich der Lösung des Rätsels um einen Schritt näher gekommen.

„Ich will sehen, was ich tun kann", fuhr er fort. „Vielleicht gelingt es mir, einen Blick in das Adreßbuch meiner Herrin zu werfen, ich will es jedenfalls versuchen."

„Ja, tun Sie das", drängte ich in ihn. „Für mich bedeutet das ungemein viel."

„Weshalb."

Ich zögerte mit der Antwort, wollte doch meine beiden Begleiter über meine Absichten im unklaren lassen.

„Die Sache ist nämlich so", erwiderte ich lachend — „ich bin in die Dame verliebt."

Die beiden sahen sich an und lächelten. Es mußte ihnen komisch erscheinen, daß ich mich in die Tochter eines reichen Amerikaners verliebt hatte.

„Allerdings weiß ich noch nicht, ob es wirklich die Dame ist", fuhr ich fort. „Doch wenn ich ruhig überlege, glaube ich schon, wenigstens stimmt ihre Beschreibung genau."

„Nun will ich sehen, ob ich zu dem Adreßbuch komme", sagte der Diener. „Sie hat es in einer Lade im Schlafzimmer, die gewöhnlich versperrt ist, doch manchmal läßt sie die Lade offen. Jedenfalls werde ich sehen, was ich tun kann und werde Sie benachrichtigen."

Ich dankte ihm und sagte ihm, daß ich im Hotel Savoy wöhne. Dann besprach ich mit dem Häuseragenten die beabsichtigte Miete einer Wohnung in der Nähe der Porta Romana.

Ich war natürlich genötigt, mir am nächsten Tage die Wohnung anzusehen, die mir sehr gut gefiel, doch mußte ich erklären, daß sie mir gar nicht gefalle. Darauf erbot er sich, mir eine andere ausfindig zu machen.

Tag um Tag wartete ich in Florenz und hoffte, daß es Robertson gelingen würde, mir die Adresse des Fräuleins Thurston zu verschaffen. Doch immer wieder kam er mit der Nachricht, daß die Lade, in der sich das Adressenverzeichnis befand, versperrt sei.

De Gex war auf drei Tage nach Rom gefahren. Wie ich in der „Nazione" las, gab der englische Gesandte dort einen Rout, zu welchem der Millionär eingeladen worden war.

Am vierten Tage kehrte er zurück und ich sah ihn in seinem gelben Auto durch die Via Calcajolt fahren. Der junge Marchese Cerritant, ein eleganter Italiener, saß neben ihm und beide unterhielten sich miteinander.

Im winterlichen Sonnenschein wanderte ich in den belebten Straßen von Florenz umher, saß müßig in den verschiedenen Kaffeehäusern und besah mir die Auslagen der Bilder- und Antiquitätenhändler. Oft auch führten mich meine Schritte zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie ins Nationalmuseum, in die laurenzianische Bibliothek mit ihren kostbaren alten Handschriften, in den Palazzo Vicchio oder in die Gallerie Pitti und in die Uffizien. So schlug ich meine Zeit tot und hoffte, daß mir der gute Robertson die Auskunft verschaffen könnte, auf die ich mit großer Spannung wartete.

Im Zuge meiner planlosen Wanderungen durch die alte Stadt mit ihren vielen Denkmälern einer glorreichen Vergangenheit kam ich eines Morgens beim Dome vorbei und bemerkte, daß eine Anzahl Leute in denselben eintrat. Die Anzahl der Besucher war eine ungewöhnlich große, und da ich nichts vorhatte, trat ich ebenfalls durch die schmale Pforte in den Dom, eines der herrlichsten Bauwerke der Welt.

Nach dem grellen Sonnenlicht draußen auf der Piazza konnte ich im Anfang im Halbdunkel des Kircheninnern beinahe nichts sehen, doch langsam gewöhnten sich meine Augen, die seit meinem seltsamen Abenteuer sehr geschwächt waren, an das Dämmerlicht, und ich sah, daß beim Hauptaltar viele hohe Kerzen brannten, vor denen drei Priester in prächtigem Ornate knieten.

Leise lateinische Gebete schallten durch den gewölbten Raum. Die Menschen, die bei mir vorüberkamen, beugten das Knie und bekreuzten sich, viele knieten auch nieder.

Die herrliche Kathedrale Santa Maria del Fiore — so genannt nach der Lilie, die sich im Wappen von Florenz befindet (daher auch der Name „Stadt der Lilie") — hatte

auf mich, wie auf jeden Besucher der alten toskanischen Hauptstadt, immer schon eine große Anziehungskraft ausgeübt. Die bunten Glasfenster von Ghibertie, die herrlichen Mosaiken von Gaddi, die Engelfresken von Santi di Tito und die prachtvollen Gemälde der alten Meister sind wahrlich die weite Reise wert.

Vor dem Altar stieg eine dünne Weihrauchsäule zur Decke auf und viele Besucher kamen bei mir vorbei, als ich so in der Mitte des ungeheuren Kirchenschiffes dastand.

Da sprang mir plötzlich ein seltsamer Anblick in die Augen.

Ich hielt den Atem an und stand wie angewurzelt da. Gaukelte mir bloß eine Einbildung das Bild vor, oder war es Wirklichkeit?

Einige Augenblicke lang war ich unentschlossen — doch dann war ich überzeugt, daß es wirklich wahr war.

Das Geheimnis der Stretton Street erschien mir in diesem kurzen Augenblicke rätselhafter denn je.

Sechstes Kapitel.

Ein weiteres Rätsel.

Vor Donatellos prächtigem Muttergottesbild, das über einem der Seitenaltäre hing, kniete ein schlankes Mädchen in tiefer Trauer. Die Umrisse ihrer Gestalt hoben sich im Lichte der Kerzen nur undeutlich von dem Düster ab. Sie hielt den Kopf demütig gesenkt, doch als sie einige Augenblicke später das Antlitz hob, blieb ich wie angewurzelt stehen.

Die Gestalt war die der verstorbenen Gabriele Engledue!

Unwillkürlich entschlüpfte ein Ausruf des Erstaunens meinen Lippen, so daß mich eine Frau, die in meiner Nähe stand, verwundert ansah.

Neben dem Mädchen in Trauer kniete ein Italiener von ungefähr fünfundvierzig Jahren mit schwarzem Haar. Sein Gesicht war nicht unschön, doch um seinen Mund lag ein heimtückischer Zug.

Ich beobachtete das Paar durch einige Minuten und dachte, daß mir meine Sinne, die noch nicht ganz in Ordnung waren, ein Märchen vorgaukelten und daß sicher nur eine entfernte Ähnlichkeit zwischen dem Mädchen und dem Opfer aus der Stretton Street vorhanden sein konnte.

Lebend hatte ich sie ja nicht gesehen, und im Tode verändern sich ja immer die Gesichtszüge. Immerhin aber war ich von dem unvermuteten Zusammentreffen überrascht und beobachtete die beiden von meinem Standpunkte hinter einer dicken Marmorsäule aus.

Endlich erhoben sich beide, bekreuzten sich fromm und schritten langsam zum Ausgang hin. Ich folgte ihnen. Es war doch nicht möglich, daß das Mädchen, dessen Totenschein ich gefälscht hatte und dessen Leichnam verbrannt worden war, lebte!

Draußen im hellen Sonnenlichte der Piazza konnte ich sie genauer betrachten. Ein seltsamer Ausdruck lag in ihren dunklen Augen, als sähe sie nichts von dem, was um sie vorging. Ganz mechanisch und ohne jedes Interesse schritt sie dahin; ihr Begleiter legte ihr die Hand auf den Arm, als sie die Via Calzajoli überquerte und ich vermutete, daß sie blind war.

Niemals hatte ich einen so hoffnungslosen Ausdruck im Antlitze einer Frau gesehen.

Der Mann jedoch war sehr lebhaft. Aus seinen Augen, die unter buschigen, schwarzen Brauen lagen, sprühten durchdringende Blicke, denen nichts zu entgehen schien. Er drängte das Mädchen zu einem rascheren Tempo, als fürchte er, erkannt zu werden. Mich hatte er nicht bemerkt, ich konnte daher in der belebten Straße knapp hinter ihnen gehen und hörte, wie sie sagte:

„Nicht so rasch, ich kann nicht so rasch gehen!“

Sie sprach englisch.

Doch unbekümmert um ihre Worte drängte ihr Begleiter sie weiter, ohne seine Gangart zu mäßigen. Sie schien wie im Traum dahinzuschreiten.

In atemloser Spannung folgte ich den beiden durch die Via Calzoji. Die Hauptstraße ist um diese Morgenstunde immer schon sehr belebt, hauptsächlich von Fremden, die, mit dem Baedeker in der Hand, all die Tausende Kunstdenkmäler der alten Medicäerstadt bewundern. Das Mädchen sah wirklich der toten Gabriele Engledue sehr ähnlich. Zwar war das Antlitz der Toten in der Stretton Street bleich und leblos gewesen, während das des Mädchens vor mir frisch und rosig war. Der leere Ausdruck in ihrem Gesicht jedoch, sowie der Umstand, daß sich ihr Begleiter in sie eingehängt hatte, ließ darauf schließen, daß sie sehr schlecht sah oder überhaupt blind war. Während der Mann ganz nett angezogen war, war das Mädchen sehr nachlässig gekleidet. Das verschossene schwarze Kleid, die billigen Strümpfe und die Schuhe mit den abgetretenen Absätzen — all dies vereinigte sich zu einem Bilde der Armut. Ihre nachlässige Kleidung bestärkte mich in meiner Vermutung, daß sie schlecht sehen müsse, denn sonst wäre sie sicher nicht mit einem Riß am Ellbogen ausgegangen. Wußte sie überhaupt, daß ihre Bluse zerrissen war? — —

Eben als wir an der Kirche San Michele vorbeikamen, kam uns ein alter Mann mit langem weißen Haar entgegen, den ich für einen jener vielen Maler hielt, die die Gemälde in den Uffizien kopieren. Er zog den Hut und wünschte den beiden: „Buongiorno!“

Der Begleiter des Mädchens erwiderte lässig den Gruß, während das Mädchen keine Notiz davon nahm.

Der Mann flüsterte dem Mädchen darauf einige Worte ins Ohr und zog sie noch rascher fort, wobei er scheu um sich blickte. Offenbar wollte er nicht gesehen werden, und meine Neugierde wurde dadurch nur noch mehr angestachelt.

Ich fürchtete jedoch, er könnte jeden Augenblick bemerken, daß ich ihnen folgte, doch ich wollte mir die beiden nicht entwischen lassen.

Auf der Piazza della Signorina blieben sie gegenüber dem Palazzo Vecchio, jenem großen, gefängnisartigen Gebäude, stehen, wo schon mehrere Leute auf den Omnibus warteten. Das Mädchen, das der toten Nichte des Millionärs so ähnlich sah, blickte geradeaus vor sich hin und nahm von ihrer Umgebung keinerlei Notiz.

Ich mußte mich zurückziehen und sie aus der Ferne beobachten, denn ich hoffte, daß ich ihnen bis an ihr Ziel folgen konnte. Seltsam war, daß dieses Mädchen, das Gabriele Engledue so glich, hier in Florenz lebte, wenige Meilen von De Gex' Villa entfernt.

Ich bemerkte, daß eine elegante Dame in mittleren Jahren beim Vorübergehen dem Begleiter des Mädchens zulächelte, während dieser grüßend den Hut zog. Der Mann schien in Florenz sehr bekannt zu sein. Eine Sekunde lang überlegte ich, dann folgte ich der Dame, bis sie in die Via di Porta Rossa einbog. Dort ging ich ihr vor und lüftete höflich meinen Hut.

„Verzeihen Sie, Madame“, sprach ich sie an, „aber ich vermute, Sie sind eine Engländerin oder Amerikanerin?“

„Ich bin Amerikanerin“, erwiderte sie.

„Entschuldigen Sie meine Neugierde, doch ich bitte Sie um Ihre Hilfe in einer Angelegenheit, die für mich von größter Bedeutung ist“, fuhr ich fort. „Eben, als Sie über die Piazza gingen, kamen Sie an einem Herrn und an einer jungen Dame vorbei. Könnten Sie mir den Namen des Herrn sagen?“

„Meinen Sie den Herrn, den ich eben vorhin begrüßte?“ rief sie aus. „Das war Doktor Moroni.“

Moroni! Ich erinnerte mich an diesen Namen — der Mann war einer der Trauergäste der Toten gewesen!

„Und das Mädchen?“ fragte ich weiter.

„Das weiß ich nicht. Ich sah sie unlängst in Begleitung einer alten Frau, doch habe ich keine Ahnung, wer sie ist.“

„Ist Herr Moroni ein bekannter Arzt?“

„Ja, die Leute in meiner Pension berufen ihn immer. Auch mich behandelte er, als ich vor sechs Monaten krank war. Er wohnt in der Via Cavezzo in der Nähe der Porta Romana — ich glaube auf Nummer sechs.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden“, erwiderte ich höflich. „Ich habe Gründe für meine Fragen, die die junge Dame betreffen.“

Die Amerikanerin lächelte. Ich bedankte mich nochmals bei ihr, zog wieder meinen Hut und entfernte mich.

Jetzt hatte ich wenigstens festgestellt, wer der Begleiter des Mädchens war. Da er Arzt war, war es wahrscheinlich, daß sie in seiner Pflege stand. Nichtsdestoweniger war es merkwürdig, daß er mit ihr in den Dom ging und dort an ihrer Seite betete. Für gewöhnlich verfahren Ärzte mit ihren Patienten nicht auf diese Weise. (Forts. folgt.)

Herr Rimsky beim Varieté!

Skizze von E. Laube-Leipzig.

Unser Herr Rimsky ist Mädchen für alles am Varieté Kristallpalast. Was hat er für ein Amt? Gar keins! Wenn es irgend eine unangenehme oder knifflige Arbeit zu erledigen gibt, wenn Botengänge nötig sind, widerspenstige Nägel gezogen werden müssen oder dem Saxophonmann ein Notenblatt fehlt, so ruft man Herrn Rimsky: „He, Rimske Bimske, kommen Se mal her, Rimske!"

Herr Rimsky kommt. Er ist ein dünner Mensch unbestimmbaren Alters mit runden Knitterbäckchen und einem bescheidenen Kranz rötlicher Locken um eine polierte Haupthalbkugel — klein, leicht krummbeinig, in einer schwarzen Lüsterjacke mit massigen Taschen.

In diesen Taschen trägt er sein Werkzeugarsenal von der Stecknadel über die Haarnadel bis zur Schraubenfeile.

Er ist geschickt, bescheiden, gut zu gebrauchen, und deshalb gibt ihm Frau Kronstein auch ein hohes Salair, 35 Mark wöchentlich.

Kein Mensch weiß, wo Herr Rimsky sein Heim hat und ob er eins hat, ob er verheiratet ist oder nicht. Er schweigt sich aus. O, er ist ein Schweiger, ein höflicher, aber hartnäckiger Schweiger. Fühlt man ihm gar zu hartnäckig auf den Zahn — meistens geschieht es ja bloß, um sich einen Witz mit ihm zu machen — so lächelt er, indem er seine Augäpfel von seinen Lidschwülsten verschlucken läßt und die breit gezogenen Lippen gegen die Zähne zieht und sagt: „Ja, hem, hem, ja —" Das ist alles

In der Werkzeugkammer hängt Herrn Rimskys Mantel, den er nur in der grimmigsten Kälte abzunutzen pflegt. Ein merkwürdiges Stück, aus dickem schwarzem Düffel, mit Samtkragen und einer dichten Reihe von Knöpfen, eine Art Futteral, bis zu den Knöcheln reichend und oben weiter als unten.

Herr Wimmer von der Kristallpalastbar, dieser Windhund, nennt Herrn Rimskys Mantel „die Olga". „Da kommt Rimske Bimske mit seiner Olga", gröhlte er in seiner Unverschämtheit. Aber Frau Kronstein, die Besitzerin und einflußreiche Beherrscherin des Kristallpalastes, sagt streng: „Laßt mir den Rimske zufrieden, er ist solider als ihr alle."

Solide, das ist's! Wenn man die Solidität malen wollte, So müßte man Herrn Rimsky abkonterfeien. Er ist ein Mensch ohne Makel, ohne Lüste, ohne Seitensprünge. Die Nebenarbeit schlankweg. Er tritt nie hervor. Seine Tätigkeit wird durch keine Fachtitulatur beschönigt. Er ist der Mann, der tut, was alle anderen nicht tun mögen.

Da sind nach Weihnachten die Talatinis engagiert. Hervorragende Komiker, das Publikum brüllt vor Lachen. Talatini selbst im jetflimmernden Seidenkostüm und sein Partner Titi, der dumme August, in hängenden Hosen und mit breitem, rotem Maul. Ihr Auftritt läuft nun so, daß Herr Talatini, der dem Publikum seine Kunstfertigkeit auf verschiedenen Instrumenten zeigen möchte, von dem Ungeheuer Titi gestört wird, der seinerseits auf einem Nebelhorn blasen will. Herr Talatini ruft: „Direktion, Direktion!" Dann erscheint der schlanke Herr Rubin mit seiner blonden Widderlockenfülle, der dazu engagiert ist, dergleichen Intermezzi zu erledigen.

„Werfen Sie Titi 'raus, Herr Rubin!" sagt Talatini. „Er stört mich in mein musikalische Genuß."

Titi wird von Herrn Rubin an die Luft befördert, doch plötzlich gerät er in Wut und haut der lockigen Direktion eine Tüte Mehl ins Gesicht.

Herr Rubin im Smoking steht nun da, über und über weiß gepudert, hilflos und geblendet, und das Publikum rast vor Entzücken.

Aber eines schönen Tages ist der schöne Herr Rubin nach Paris ausgekniffen, und in seiner Not stößt der Theatermeister den zwischen den Kulissen ständernden Rimsky auf die Bühne. Schon als der im grellen Rampenlicht mit Lüsterjacke und Hängehosen auf der Bühne steht, rast das Publikum, aber als die Tüte Mehl ihr Werk an ihm vollbracht hat, tobt und trampelt es. Es klingt wie Kanonendonner, und dieses ersehnte Geräusch höchsten Erfolges läßt Herrn Talatini die Ohren spitzen. Das ist ein ganz großer Erfolg, die Leute werfen sich auf ihren Stühlen hintenüber, und Herr Talatini, im gewöhnlichen Leben ein smarter Herr mit gut geschnittenem Gesicht, nimmt sich Rimsky vor: „Reisen Sie mit mir, ich biete Sie große Gage."

Aber Herr Rimsky ist nichts als entsetzt, aufgeschüttelt in seinen tiefsten Tiefen vor Entsetzen. Er lehnt ab, hilflos stammelnd vor Furcht. Er läßt seine Augen und seine Lippen im Innern seines Kopfes verschwinden und bringt dann auch noch seine übrige Leiblichkeit in Sicherheit, in der Werkzeugkammer, hinter Olga.

„Das ist eine särr große Dummerjaan", sagt Herr Talatini und findet sich damit ab.

Im Januar sind die Treppoff-Bujansky, eine russische Tanz- und Balalaikatruppe, engagiert. Sie besteht aus Herrn Treppoff, einem fabelhaften Tänzer und Sänger, seinen vier Kindern und den vier Bujanskys — alles Leute von hohem Können. Sie springen mit russischem Freudengeschrei in farbenprächtigen russischen Kostümen auf die Bühne, daß Soffitten und Bretterböden wackeln, rasen, jauchzen, tanzen, singen und haben großen Erfolg.

Herr Treppoff ist ein strenger Meister, er flucht viel und laut auf russisch und gibt Ohrfeigen und Rippenstöße. Seine acht Untertanen sind jung, ganz jung. Der Stern der Truppe ist Ola Treppoff, ein hohes Mädel mit hellen Muschikhaaren und breitem, fröhlichem Gesicht. Sie ist so hübsch und so reizvoll, daß Herrn Rimsky das Herz erstarrt, wenn er sie ansieht. Sie tanzt, als hätte sie den Satan im Leibe, wirft ihre langen Beine, schlägt Rad und trampelt in Hockestellung singend und schreiend über die Bühne.

Hinterher kriegt sie Ohrfeigen und Rippenstöße, weil sie zu weit in die Kulissen getanzt ist — aber es ficht sie wenig an. Gleich ist sie wieder froh und pafft duftende russische Zigaretten.

Wenn Herr Rimsky nach Hause zum Mittagessen geht, dann denkt er nur an sie. Er steigt drei Treppen in einem guten Mietshaus empor und verschwindet in einer Wohnung, an der „Eleanore von Rimsky, Oberstenwitwe" steht. Es ist eine kleine, mit alten Möbeln vollgestopfte Wohnung. Kostbaren Möbeln aus den fünfziger Jahren. Herr Rimsky in seiner Lüsterjacke beugt sich über eine weiße, ringgeschmückte Greisenhand und murmelt: „Chère maman!"

„Mon fils", sagt ein schrilles Stimmchen, „was sagt denn Seine Exzellenz zu deinen Aussichten? Wird sie dich nicht endlich befördern?"

„Man muß warten, Mamachen." — „Du bist zu bescheiden, Edgar." — Die Greisin ist halbblind, sie kann den Sohn nicht sehen, sie lächelt ein feines, zufriedenes Damenlächeln. „Man muß sich in Erinnerung bringen, Edgar." Dann vergißt sie. Sie widmet sich ihrem kleinen, sorgfältigen Diner.

Ein grobknochiges Mädchen im grauen Hauskleid serviert, sie ist Edgars Milchschwester.

Edgar Rimsky, in „Olga" gehüllt, wandert wieder an seine Arbeitsstelle. Es gibt viel zu tun, der Bühnenarbeiter Wenger ist krank geworden. Die Truppe Treppoff-Bujansky kommt, in Pelze aller Tiergattungen gehüllt. Meister Treppoff will proben.

„Die Bretter müsse gehobbelt werden", befiehlt er, „hier an diese Stelle, is nich glatt, is Gefahr für uns."

Rimsky kniet nieder und hobelt. Als er aufsieht, steht Ola neben ihm. Sie ist reizender denn je in ihrem Arbeitsanzug aus grauem Trikot. Ihre Augen sind voller Tränen. „Wolle Sie biete", flüstert sie, „hier eine Strich hobbeln, daß ich nich tanz zu weit in Kulisse. Papa haut, wenn ich nich bin bis Takt sechs in Miete von Bühne."

Er sieht sie an mit einem Blick voll Demut und hündischer Hingerissenheit. Er läßt den Hobel fallen und streckt beide Arme seitwärts aus, die Handflächen wie zwei Bittgesuche dargeboten.

Ola läßt ihren schlanken Leib in unbändigem Gelächter nach hinten fallen, wippt mit dem rosigen Bein und kippt dann nach vorn über, sich den Magen haltend vor Gelächter.

„O—o—o—", schreit sie, „o—o—o— er hat recht, der Talatini! O, was sind Sie für eine Komiker —oo—o— Sie sind die beste Clown, die ich habe je geseeeehn —"

Ein- und Ausfälle.

Von Wilhelm Haas-Wien.

Erinnerung ist oft einer Melodie vergleichbar, deren Text man vergessen hat.

*

Man sagt, Versprechen sei leichter als Halten; für den Charaktervollen steht die Sache umgekehrt.

*

Wer sich seiner Herkunft schämt, leugnet seine Existenz.

*

Einen Dummkopf zum Feinde zu haben, ist eine allzu oft unterschätzte Gefahr, denn Dummköpfe sind unberechenbar.

*

Stolz ist nur unter Gleichen angebracht; sonst ist er ein Laster.

Der verlorene Beutel.

Als einmal wieder recht knappe Tage im Hause Nasreddins eingekehrt waren, hatte er einen trefflichen Einfall; er füllte einige Beutel mit Knöpfen, Muscheln und anderen klingenden Dingen, ging damit auf eine belebte Straße, hielt einen Mann am Ärmel fest und sagte: „Halt, mein Freund, hast du vielleicht diesen Beutel verloren?" — Das tat er so lange, bis ein rechter Geizhals auf den Köder anbiß und sagte: „Bei Allah, es ist mein Beutel! Welch ein Glück, daß du ihn gefunden hast!" Nasreddin überreichte jenem den Beutel und sagte dann: „Effendi, ich bin ein armer Schlucker und hätte wohl Anspruch auf eine Belohnung. Wie wäre es, wenn du mir eine Mahlzeit spendetest?" Der Geizige, froh, auf so billige Weise zu so vielem Geld zu kommen, erwiderte: „Herzlich gern; geh nur mit mir!"

So wanderten sie zusammen bis zu einer Garküche. Dort ließ sich der Schalk auffahren, was nur zu haben war: Pillaw, Huhn mit Reis, geschmorte Kebab, Spinat und Eier, grüne Bohnen, geschmorte Gurken, Butterpastete und gedünstete Seemuscheln. Endlich aber, als er mit dem besten Willen nicht weiter essen konnte, brachte er durch ein recht kräftiges Rülpsen, nach orientalischem Brauch, zum Ausdruck, daß er gesättigt sei, ließ den anderen bezahlen und sagte dann:

„Effendi, wann treffen wir uns wieder hier?"

„Wie meinst du das?" fragte der Geizhals.

„Je nun", entgegnete Nasreddin, „es hat mir hier sehr wohl gefallen, und da ich" — hierbei griff er in seine Tasche — „hier noch einen zweiten Beutel der gleichen Art habe, so könntest du den ja vielleicht auch einmal verlieren!"

Der Geizhals erschrak bis auf den Tod. Nasreddin aber lachte ihn aus und machte sich aus dem Staube.

G. Hahn.



Bunte Chronik



* **Ein 5000 Jahre alter Mumienfriedhof entdeckt!** In London traf der Professor für Archäologie an der Universität Kairo, Selem Hassan, ein. Ar leitete die Ausgrabungssität Kairo, Selem Hassan, ein. Er leitete die Ausgrabungs-Göttin Nebob und Ratgebers des Pharaos Neferikar, welcher ca. 3000 Jahre vor Christo in Ägypten regierte. Prof. Hassan teilt mit, daß er kurz vor seiner Abreise auf eine große Zahl Mumien stieß, die in vier Reihen nebeneinander lagen. Der Fund von so vielen Mumien an einer Stätte läßt vermuten, daß es sich um die Entdeckung eines uralten ägyptischen Mumienfriedhofs handelt. Professor Hassan hatte bis jetzt keine Gelegenheit, alle Mumien zu bergen. Er hatte nur einige Mumien von der obersten Reihe herausholen lassen und stellte dabei fest, daß es offenbar Angehörige der reichsten Klasse der Bevölkerung seien. Auf der Brust der Mumien wurden Goldplatten gefunden; die Leinentücher, in welche die Mumien eingewickelt sind, sind mit Hieroglyphen beschrieben. Die Mumien lagen in der Erde mindestens 5000 Jahre. Die Ausgrabungen an dieser uralten Friedhofstätte werden 2—3 Jahre in Anspruch nehmen und zur Bereicherung unserer Kenntnisse über die altägyptische Kultur sehr viel beitragen. Professor Hassan entdeckte außerdem einen Säulentempel, der in der Zeit der 5. Dynastie erbaut wurde. Er vermutet, daß die weiteren Ausgrabungen an dieser Tempelstätte sehr bedeutende Funde an Statuen, Edelsteinen, Tempelgeräten und anderen historischen Reliquien von sehr hohem archäologischen Wert ans Licht bringen werden. Die Entdeckung von Professor Hassan erweckt in den wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen.

*

* **Was kostet eine Zehe?** In Newyork passierte es vor einem halben Jahre, daß eine jugendliche Stenotypistin mit dem Fuß unter eine Straßenbahn geriet, so daß alle fünf Zehen des einen Fußes abgenommen werden mußten. Sie klagte auf Schadenersatz, und das Gericht stellte zuerst einmal fest, daß der Führer der Straßenbahn die Alleinschuld an dem Unfall trage. Dann wurde über die Höhe der Abfindung beraten, und der Gerichtshof sprach der Klägerin eine Schadensumme von 30 000 Dollar zu. Das sind 6000 Dollar je Zehe. Berücksichtigt wurde, daß das Mädchen noch sehr jung ist und in Zukunft nicht mehr tanzen kann, daß es ferner viel schwerer einen Mann findet, als wenn es noch alle zehn Zehen hätte. Vielleicht wird es nun an Hand der 30 000 Dollar einen Mann bekommen. Übrigens ist mit diesem Urteil durchaus nicht dokumentiert, daß nun jede Zehe von jedem von uns gleich 6000 Dollar wert sei.

*

* **Die „Narrensaison" in Amerika.** „Narrensaison" werden in Amerika die Sommermonate genannt, in deren Verlauf allerlei unglaublichste Rekorde aufgestellt werden. In früheren Jahren wurden Tanz- und Klavier-Dauerrekorde usw. veranstaltet. In dieser Narrensaison ist Sitzen auf den Bäumen und Radfahren die große Mode. Aus Kansas wird mitgeteilt, daß der 16 Jahre alte Jack Richards 140 Stunden ohne Unterbrechung auf einem Baumast saß. Seine Eltern konnten ihn nicht vom Baume herunterholen. Dieser Narrenrekord wurde bekannt, und jetzt versuchen sehr viele amerikanische Jungens, diese Leistung zu überbieten. In New Jersey fahren abwechselnd vier Primaner auf demselben Rad bereits 9 Tage und erklären dabei, sie werden diese Beschäftigung fortsetzen, bis die Fahrradreifen sich vollständig aufreiben würden. Die Erwachsenen wollen von den Jungens nicht überflügelt werden. 4 Herren beschlossen, aus Saint Louis nach Newyork in einem Auto rückwärts zu fahren und beabsichtigen, diese Narrenfahrt im Laufe von 26 Tagen zu vollbringen. Sogar die Affen im Newyorker zoologischen Garten scheinen von der Rekordsucht angesteckt zu sein: jedenfalls melden die Newyorker Zeitungen, daß einer der Affen bereits drei Tage an einem Baum hängt und nicht heruntersteigt.

*

* **Großfürstin als Modesalon-Direktrice.** Die ehemalige russische Großfürstin Maria Pawlowna war während des letzten Jahres in Newyork als Empfangs-Direktrice in einem großen Modehaus tätig. Da die Aufenthaltsgenehmigung ihr nur für eine Frist von einem Jahre erteilt wurde, muß sie nun Newyork verlassen. Ihre Bitte um Verlängerung der Genehmigung wurde abgewiesen, da die amerikanischen Behörden keine Ausnahme machen wollen. Dem Reporter eines Newyorker Blattes erklärte die Großfürstin vor ihrer Abreise: „Mein Leben im Strudel der Newyorker Geschäftswelt war meine glücklichste Zeit. Was für ein Unterschied vom müßigen Lebensgang am Zarenhofe! Hier in Newyork habe ich den richtigen Wert des Lebens zu schätzen gelernt. Hier habe ich es verstanden, ein neues Dasein selbständig zu gründen."

Lustige Rundschau



* **Zeiten.** Onkel ist kinderlieb. Onkel ruft einen Kleinen: „Hier hast du fünf Pfennige, mein Junge. Geh damit zum Bäcker und kaufe dir dafür Bonbons." — Sagt der Kleine: „Für fünf Pfennige? Daß der Bäcker mich auslacht?"

*

* **Nettet Flüßjen.** Ein Berliner, sehr stolz auf seine Vaterstadt und vor allem auf seine eigene Bedeutung als Reichshauptstädter, fährt zum ersten Male auf Reisen und kommt nach Hamburg. Er sieht die Elbe bei Blankenese und meint zu einem Freunde, der ihm Hamburg zeigt: „Für Provinzverhältnisse is det 'n janz nettet Flüßjen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.